

- (Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 23), Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 461-500.
- Lepsius, M. Rainer (1981b) Die Soziologie der Zwischenkriegszeit: Entwicklungstendenzen und Beurteilungskriterien, *Soziologie in Deutschland und Österreich 1918-1945*, hrsg. v. M. Rainer Lepsius (Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 23), Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 7-23.
- Mannheim, Karl (1930) Allgemeine Soziologie. Mitschrift der Vorlesung vom Sommersemester 1930, im vorliegenden Band S. 41-123.
- Mannheim, Karl (1932) Die Gegenwartsaufgaben der Soziologie. Ihre Lehrgestalt, Tübingen: Mohr 1932.
- Mannheim, Karl (1935) Mensch und Gesellschaft im Zeitalter des Umbaus, Leiden: Sijthoff's Uitgeversmaatschappij 1935.
- Mannheim, Karl (1997) Diagnosis of our time: Wartime essays of a sociologist (Reprint), in: *Collected Works Vol. 3*, London: Routledge 1997.
- Matthiesen, Ulf (1990) Kontrastierungen/Kooperationen: Karl Mannheim in Frankfurt (1930-1933), in: *Die (mindestens) zwei Sozialwissenschaften in Frankfurt und ihre Geschichte. Ein Symposium des Fachbereichs Gesellschaftswissenschaften aus Anlaß des 75 Jahre Jubiläums der J.W. Goethe Universität Frankfurt, 11./12. Dezember 1989*, hg. v. Heinz Steinert, Frankfurt: Studententexte zur Sozialwissenschaft, Sonderband 3, (o. J.) [1990] S. 72-87.
- Merton, Robert K. (1957) Social theory and social structure, Glencoe, Ill.: Free Press, 2<sup>nd</sup>, revised and enlarged Ed. 1968.
- Merton, Robert K. (1995) Opportunity structure: The emergence, diffusion, and differentiation of a sociological concept, 1930s-1950s, *The legacy of anomie theory (Advances in Criminological Theory, Vol. 6)*, ed. by Freda Adler/William S. Laufer, New Brunswick: Transaction 1995, S. 3-78.
- Mozetic, Gerald (1992) Outsiders and true believers: Austrian sociologists respond to fascism, *Sociology responds to fascism*, ed. by Stephen P. Turner/Dirk Käsler, London: Routledge 1992, S. 14-41.
- Neurath, Otto (1981) Bürgerlicher Marxismus [1930], in: ders., *Gesammelte philosophische und methodologische Schriften Bd. 1*, hg. v. Rudolf Haller/Heiner Rutte, Wien: Hölder-Pichler-Tempsky, S. 349-356.
- Pels, Dick (1993) Missionary sociology between left and right: A critical introduction to Mannheim, in: *Theory, Culture & Society* 10, 1993, S. 45-68.
- Ringer, Fritz K. (1983) Die Gelehrten. Der Niedergang der deutschen Mandarine 1890-1933, Stuttgart: Klett-Cotta 1983.
- Shils, Edward (1975) Geschichte der Soziologie: Tradition, Ökologie und Institutionalisierung, in: *Talcott Parsons/Edward Shils/Paul F. Lazarsfeld, Soziologie autobiographisch. Drei kritische Berichte zur Entwicklung einer Wissenschaft*, hg. v. Heinz Hartmann, München/Stuttgart: dtv/Enke 1975, S. 69-146.
- Störling, Erhard (1986) Akademische Soziologie in der Weimarer Republik, Berlin: Duncker & Humblot 1986.
- Varga, Lucie (1991) Zeitenwende. Mentalitätshistorische Studien 1936-1939, hg., übers. u. eingel. v. Peter Schöttler, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1991.
- Zilian, Hans G. (1999) Die Zeit der Grille? – Eine Phänomenologie der Arbeit, Amsterdam: G+B Fakultas 1999.

Christian Fleck

## Karl Mannheim im Mahlstrom: Die Vorlesung von 1930 ein Beitrag zur Gegenwartsdiagnostik?\*

Denken Sie nicht über Probleme [nach],  
die nicht akut werden!  
Karl Mannheim, 1930

Ich will dem Thema „Karl Mannheims Beitrag zur Analyse moderner Gesellschaften“ möglichst gerecht werden und diskutiere daher im folgenden die Frage, ob die Vorlesung von 1930 methodisch und sachlich einen derartigen Beitrag darstellt. Ich beginne bei Mannheims *Gegenwartsaufgaben der Soziologie*, um in Erinnerung zu rufen, für welchen soziologischen Unterricht er plädierte. Danach erörterte ich einige Bedingungen, die erfüllt sein müssen, damit ein Lehrprogramm erfolgreich sein kann. Im dritten Teil gehe ich auf die Inhalte der Vorlesung ein, die für eine Gegenwartsdiagnostik relevant hätten sein können und will zeigen, daß zwei Elemente von Mannheim unzulänglich behandelt wurden. Im Anschluß daran nehme ich dann auf die Mannheimsche Vorstellung von Distanzierung Bezug und werde argumentieren, daß eine Kultivierung der „Distanzierung“ für Gegenwartsdiagnosen nicht genügt. Meine These lautet: Zwar war Mannheim ein Fürsprecher einer zeitdiagnostischen Soziologie, sein materialer Beitrag und seine Vorschläge zur Methode der Gegenwartsanalyse sind jedoch unzureichend. Wie kein anderes Phänomen stellt der Aufstieg des Nationalsozialismus einen Lackmustrtest für Zeitdiagnosen dar. Wer ihn nicht rechtzeitig angemessen wahrnahm, war dazu verurteilt, unvorbereitet zu seinem Opfer zu werden. Sich mit diesem Phänomen nicht oder unzulänglich auseinandergesetzt zu haben, diskreditierte den Gegenwartsanalytiker als weltfremd. Im Unterschied zu Mannheim sahen andere den Aufstieg der Nazis genauer und früher: beispielsweise diejenigen, die nicht aus der Position des distanzierten Beobachters den sozialen und politischen Wandel erfassen wollten, sondern im politischen Alltagsgetriebe die Nazis als Gegner bekämpften, oder jene wenigen, die schon damals Techniken der systematischen Datensammlung und -auswertung verwendeten. Verallgemeinern läßt sich dieser hier am historischen Beispiel erläuterte Befund vielleicht dahingehend, daß für gelungene Erkenntnis von Neuem durch Zeitgenossen eine Balance zwischen Engagement und Distanzierung gefunden werden muß, wobei die von Norbert Elias prominent ge-

\* Ich danke Dirk Raith für die detaillierte kritische Lektüre einer früheren Version.

machte Begrifflichkeit reformuliert werden muß. Im Anschluß an diesen Befund, komme ich – nicht zuletzt vor dem Hintergrund heutiger Gegenwartsuntüchtigkeit der Soziologie – zum Schluß, daß möglicherweise der Anspruch auf Gegenwartsdiagnostik überzogen ist und zugunsten einer bescheideneren Selbstwahrnehmung der Soziologie verabschiedet werden sollte.

### 1. Mannheim über die Gegenwartsaufgaben der Soziologie

Die Historiographen der Weimarer Soziologie sind sich einig darin, daß Mannheim seit seinem kontroversiellen Auftritt beim Sechsten Deutschen Soziologentag in Zürich und der Aufnahme in den Rat der Deutschen Gesellschaft für Soziologie im Jahre 1928 zum Kern der deutschen Soziologen gehörte (vgl. Käster 1984, König 1987, Lepsius 1981b, Stölting 1986). Seine Rolle als Erneuerer tritt besonders deutlich in seiner Ambition zutage, der universitären Lehre eine neue Gestalt zu geben. Die Beachtung, die Mannheim Fragen der Lehre widmete, scheint mir in doppelter Weise von Bedeutung zu sein: Einmal, weil er etwas Neues lehren wollte. Die *Gegenwartsaufgaben* behandeln das „was“ und das „wie“ der Soziologie ausführlich (Stölting 1986, 40ff.). Zum anderen, weil er über die Propagierung seiner Soziologie die Institutionalisierung der Disziplin voranzutreiben bemüht war. Ein Bemühen, das bekanntlich vorzeitig brutal zum Stillstand gebracht wurde, um ein bekanntes und umstrittenes Diktum zu zitieren, das, was manche Kritiker Königs gern übersehen, genau auf diese Konstellation gemünzt war.

Von verschiedenen Autoren, die sich mit der Frage der Institutionalisierung neuer wissenschaftlicher Fächer beschäftigten, wurde auf den Kranz institutioneller Bedingungen aufmerksam gemacht, die realisiert sein müssen, damit sich neue Disziplinen etablieren können. Edward Shils wies beispielsweise auf die Bedeutung einer ausreichenden Zahl von Studenten hin (Shils 1975), Jonathan Cole und Harriet Zuckerman hob den Einfluß der Alterszusammensetzung der Mitglieder einer sich ausdifferenzierenden Spezialdisziplin hervor (Cole/Zuckerman 1975) und Paul Lazarsfeld wußte um die Rolle, die das Üben für den Erwerb sozialwissenschaftlicher Kompetenz spielt (Lazarsfeld/Merton 1972).

Mannheim argumentiert im Gegensatz zu diesen Autoren internalistischer (er nennt das „denkimmanent“), wenn er hervorhebt, daß die „Anfangskonstellation einer Wissenschaft deren spätere Gestalt prägt“ und präzisierend hinzufügt, daß die anfänglich ausgebildete Begriffsbildung „noch lange“ darüber bestimmt, was in die Wissenschaften „aus der Empirie überhaupt einzudringen imstande [sic!] ist“ (Mannheim 1932, 33). Er unterscheidet drei „Forderungen“, die an die Lehre der Soziologie herangetragen werden: sie stammen aus der Gesellschaftslage, dem gegenwärtigen Zustand des akademischen Lehrbetriebs und dem des Forschungsbetriebs.

Die Forderungen der Gesellschaftslage sieht Mannheim im Zusammenhang mit dem, was er „soziologische Lebensorientierung“ nennt, womit er den Prozeß der „immer radikaleren Demokratisierung“ bezeichnet. Darunter verstand er die soziale Verbreitung des Zugangs zu (sozialwissenschaftlichem) Wissen, der dazu führe, daß „heute bereits Lebenskreise politisch und soziologisch denken, die in früheren Generationen zu dieser Sphäre gar keinen Zugang gehabt hatten“ (1932, 38). Das „rationale Zu-Ende-Denken-Können“ (1932, 37) könne durch eine „soziologische Gegenwartskunde“ gefördert werden, die selbst wiederum von realgeschichtlichen Veränderungen angespornt werde:

„Gäbe es nicht den Druck des Lebens und die aus der Lebenssituation aufsteigende, an konkreten Nöten orientierte soziologische Problematik, so müßte vom Gesichtspunkt der rein immanenten Wissenschaftsentwicklung die Gegenwartskunde auf ihre Entfaltung noch sehr lange warten“ (1932, 42f.).

Über die Vermittlung von Spezialwissen hinausgehend sei ein Bedürfnis nach Bildungswissen zu befriedigen, das nicht allein von der Soziologie, aber eben doch auch von ihr geliefert werden könne. Die Geschichtswissenschaft könne „modernen Menschen den Zugang“ (1932, 50) zu einem Verständnis der Gegenwart nicht mehr bieten, nur eine „geschichtliche Soziologie“ sei in der Lage, „den geschichtliche[n] Horizont sich zu erobern und eine ... Vorstellung von dem Werden der Gesellschaftsgebilde und deren kulturelle Ausstrahlung zu geben“ (ebd.). Die Spannung zwischen historischem Prozeß und Gegenwartsdeutung sei das originäre Objekt der neuen Soziologie.

Schließlich forderten Veränderungen der „Wissenschaftssituation“ die Soziologie heraus. Sie müsse sich um Kooperation, also Interdisziplinarität bemühen, Integrationsleistungen erbringen und Forschung fördern, die in den „Grenzgebiete[n] der Wissenschaft“ (1932, 51) gepflegt werde.

Programmatisch weist Mannheim der Soziologie die Aufgabe zu, bei der „Bestimmung der Stoffauswahl“ drei realgeschichtlichen Herausforderungen Rechnung zu tragen: der Verlängerung der Handlungsketten, dem Deutungsbedürfnis der jüngeren Generation und der Tendenz zur Interdisziplinarität.

Der systematische Ort, an dem das getan werden könne, sei die „Gegenwartskunde“. Sie antworte auf jenes „Bedürfnis nach Übersichtlichkeit“ (1932, 32), welches in der Presse zur „Entwicklung [der] sozialen Reportage“ geführt habe – auf einer ersten Stufe „als bloße Summe soziographischen Wissen über die Gegenwart“ (1932, 30) und danach als „Struktursoziologie“, die die „immer weit[er]gehende gesellschaftliche Differenzierung“ im Zusammenhang darzustellen bestrebt sein muß (1932, 31).

Zwei Jahre vor dieser Positionierung Mannheims hinsichtlich der Lehrgestalt der Soziologie hielt er, unmittelbar nach seiner Ernennung zum Nachfolger Franz Oppenheimers an der Universität Frankfurt eine Vorlesung über „Allgemeine Soziologie“. Es soll im folgenden geprüft werden, inwieweit Mannheim seiner Forderung nach einer gegenwartstüchtigen Soziologie selbst Rechnung getragen hat.

## II. Institutionelle Bedingungen für die Verbreitung neuer Lehren

Bevor ich mich dem kognitiven Gehalt von Mannheims Vorlesung zuwende, scheint es mir sinnvoll, noch ein wenig bei institutionellen Fragen zu verweilen. Der Text der *Gegenwartsaufgaben* zeugt von einem ausgeprägten Selbstbewußtsein des Verfassers. Mannheim ist sich dort durch und durch sicher, eine neue Lehre zu verkünden. Man kann daran anschließend die Frage stellen, welche Vorstellung er davon hatte, wie diese neue Sicht der (Wissens-)Soziologie vermittelt, wie sie also gelehrt werden kann. Diese Frage gewinnt ihre Bedeutung vor dem Hintergrund folgender Überlegung: Nehmen wir an, jemand findet zu einer neuen Perspektive, von der er glaubt, daß sie fruchtbar sei oder werden könnte, um alte Probleme in einem neuen Licht zu sehen oder mit deren Hilfe vielleicht sogar neue Antworten entdeckt werden könnten. Naheliegenderweise muß der Innovator beim Versuch, seine Lehre bekannt zu machen, mit Widerstand rechnen. Mannheims Ausführungen über die „Abwehrbewegung“ können als Beleg für ein derartiges Bewußtsein herangezogen werden. Etablierte wissenschaftliche Schulen – Mannheim (1930) spricht an einer Stelle ausdrücklich von „Schulsystem“ ([74] 96) – fixieren eine „bestimmte Denkbasis“ (ebd.) und wollen das „Neuaufkommende prinzipiell nicht haben“ (ebd.). Im „Lehrgebäude einer akademischen Schule“ (ebd.) werde das „Aufkommen eines neuen Faktums“ (ebd.) entwertet oder bagatellisiert. An die Seite dieser „primitivste[n] und einfachste[n] Form eines Abwehrens“ ([75] 96) trete als sublimierte Form die Verteidigung des überkommenen Wissenschaftsbegriffs: „Anstatt [...] die Prämissen aufzulokern, den Begriff der Wissenschaft zu erweitern, um diese neue Art des Wissens erfassen zu können, hält man fest an der Prämisse, die das Einströmen des neuen Faktums verhindert“ (ebd.).

Als „Problem der Stunde“ ([77] 98) erscheint Mannheim der Umstand, daß Gegner seine Lehre für „gefährlich“ halten, „erst die akademische Welt, dann der Kommunismus, zum Teil der Sozialismus, dann die katholische Kirche“ ([78] 98). Es sei dahingestellt, ob diese Charakterisierung einer nahezu universellen Abwehr zutreffend ist.<sup>1</sup> Was hier interessiert, ist die von Mannheim im selben Zusammenhang aufgestellte Behauptung, daß auch seine Gegner in der Lage wären, seine neue Methode zu übernehmen. Eine Voraussetzung dafür ist aber, daß diese Methode in einer Form präsentiert wird, die es anderen – Gegnern oder Anhängern – möglich macht, sie zu erlernen. Genügt Mannheims Vorlesung dieser Forderung? War das, was er in den zehn Vorlesungen ausführt, geeignet, seine Hörer in die Lage zu versetzen, das Gehörte selbständig auf neue Fälle anzuwenden? Oder handelte es sich um eine Lehre, die nicht gelernt werden konnte?

<sup>1</sup> Die starke Resonanz, die *Ideologie und Utopie* fand, wäre im Rahmen einer *historischen* Zeitdiagnose ein für sich untersuchenswertes Phänomen.

Ein Mitarbeiter der europäischen Niederlassung der Rockefeller Foundation, Tracy Kittredge, berichtet im Anschluß an eine Reise durch Deutschland im Sommer 1932, daß Mannheims Frankfurter Seminar sehr aktiv sei und führt die folgenden Forschungsvorhaben im einzelnen auf:

- „1. The preparation of a problem bibliography which cuts across disciplines and also summarises the present status of research on selected problems.
2. Inductive research into contemporary social problems such as – the mechanism for selecting leaders in political parties, in trade unions, and in the catholic church; women in politics; sociology of immigrant; influence of education on social position.
3. Historical philosophical investigations on such problems as the following: German and English liberalism; sociological analysis of changes in Germany's economic structure from 1750-1850; Nietzsche [sic!] and his influence – a sociological study“ (Kittredge 1932, 19).

Vergleicht man dieses Panorama an Forschungsthemen mit den *Gegenwartsaufgaben* so wird man wohl sagen können, daß die dort geforderte „Gegenwartskunde“ in den von ihm initiierten oder betreuten Forschungsarbeiten Niederschlag fand. Stellt man andererseits die geplanten oder in Arbeit befindlichen Studien von Mannheims Frankfurter Seminar neben die Vorlesung von 1930, würde man kaum auf die Idee verfallen, daß eine Person für beides verantwortlich war. Selbst die im dritten Punkt angeführten wissenssoziologischen Projekte fanden in der zwei Jahre davor abgehaltenen Vorlesung keinen Niederschlag. Wie konnte jemand, der eine so dunkle, sich in Andeutungen ergehende Vorlesung hielt, offenkundig ein erfolgreicher Lehrer und Betreuer einer vergleichsweise großen Zahl von interessanten Dissertationen sein und einem Seminar als Direktor vorstehen, an dem gegenwartsbezogen interessante Themen bearbeitet wurden (Matthiesen 1990)?

Aus der Erinnerungs- und Sekundärliteratur ist bekannt, daß Mannheims Vorlesungen über das studentische Publikum hinaus Interessenten anzogen (Gerth 1979; Elias 1990). Hermann Korte berichtet davon, daß unter den Mitarbeitern des Seminars manche Lehrveranstaltungen abfällig als „Schleiervorlesungen“ bezeichnet wurden, weil unter den Zuhörern Damen der Frankfurter Gesellschaft zahlreich vertreten waren. Nun mag sein, daß sich daran vor allem zeigt, daß Mannheim ein Charismatiker war und sich deswegen ein Laienpublikum für ihn interessierte. Andere Quellen berichten, daß der damalige Assistent Mannheims, Norbert Elias, Studenten die unverständlichen Teile der Vorlesungen erläuterte (Korte 1997). Ganz im Gegensatz zu dem im Stockwerk darüber residierenden Max Horkheimer gelang es Mannheim während seiner sehr kurzen Tätigkeit in Frankfurt – weniger als drei Jahre – eine bemerkenswerte Zahl von Doktoranden um sich zu scharen. Nicht nur folgten ihm Studenten von Heidelberg nach Frankfurt, es entschieden sich dort auch neue Doktoranden dazu, ihre Dissertationen bei ihm zu schreiben. Die Attraktivität Mannheims blieb nicht auf die Mikroumwelt Heidelbergs und Frankfurts beschränkt, sondern fand recht bald auch außer-

halb Deutschlands Beachtung. All das zusammengenommen wird man wohl zum Schluß kommen müssen, daß Mannheim in Frankfurt ein erfolgreicher Lehrer war, wie groß immer die Rolle seines Assistenten Elias auch gewesen sein mag (vgl. Kilminster 1993, Pels 1993 u.a.).

Zur Aufhellung dieses paradoxen Befundes greife ich auf einen Gedanken zurück, der in einem ganz anderen Zusammenhang, nämlich der Diskussion um die Hausarbeit, entwickelt wurde. Der kanadische Ökonom Oli Hawrylyshyn (Hawrylyshyn 1971) unterschied bei seinem Versuch, den wirtschaftlichen Wert der Hausarbeit zu schätzen, zwischen direktem und indirektem Nutzen. Aktivitäten, die direkt Nutzen stiften, kann man nicht durch andere erledigen lassen (denken Sie an das Vergnügen, das man hat, wenn man Musik hört, bastelt oder einen Berggipfel erklimmt). Indirekter Nutzen kann hingegen auch aus Arbeitsleistungen anderer gewonnen werden (denken Sie an die von der Putzfrau polierte Wohnung, in die sie zurückkommen, das Wohlbefinden, das ihnen ein Masseur bereitet oder auch an das lästige Korrekturlesen von Druckfahnen, das deswegen gerne Hilfskräften übertragen wird). Aus der Unterscheidung von direktem und indirektem Nutzen leitet Hawrylyshyn das „Kriterium der dritten Person“ ab: Eine wirtschaftliche Aktivität im eigentlichen Sinn liege nur dann vor, wenn sie auch von einer dritten Person erbracht werden könne, ohne daß dadurch der Nutzen verringert wird.<sup>2</sup>

Hawrylyshyns Überlegungen sind für den hier zu diskutierenden Zusammenhang insofern von Bedeutung, als seine Unterscheidung von verschiedenen Nutzen gewinnbringend verwendet werden kann. Es geht also nicht um die gerade unter geisteswissenschaftlich ausgerichteten Sozialwissenschaftlern immer schon mit Mißtrauen beäugten monopolistischen Erklärungsansprüche der Nationalökonomie, sondern nur darum, das, wie man sagen könnte, Doppelgesicht des Nutzenbegriffs fruchtbar zu machen. Es sollte, ohne Kontroversen auszulösen, möglich sein, die Frage zu stellen, worin der Nutzen akademisch oder anders organisierter Lehre besteht. Naheliegenderweise wird man zwischen den beiden Rollen, dem Lehrer und dem Schüler, unterscheiden müssen. So weit handelt es sich um ganz konventionelle Bildungssoziologie. Aber es geht nicht nur um Rollenanalyse (also einfach: wer erwartet was von wem und wie wird das institutionell festgeschrieben?), sondern ebenso sehr darum zu berücksichtigen, daß das Handeln der Lehrer bzw. Lernenden daraufhin untersucht werden kann, ob die Ausgestaltung der jeweiligen Rolle akklamiert wurde oder ob es dem Lehrer gelang, seine Zuhörer in die Lage zu versetzen, zumindest im Ansatz das selbständig anzuwenden oder gar weiterzuentwickeln, was er ihnen vorgeführt hat. Rückblickend sollten die Lernenden also angeben können, was sie vermittelt durch X gelernt haben und nicht, daß sie bei X „gehört“ haben, wie der treffende

2 Eine weiterführende Diskussion dieses Kriteriums findet man mit Bezug auf Fragen des Begriffs der Arbeit bei (Zilian 1999, 23ff.).

Ausdruck lautet. Die Besucher der „Schleiervorlesungen“ wollten offenkundig etwas anderes hören als die Studenten, die planten, bei Mannheim eine Dissertation zu schreiben. Ging es den einen darum, erbauliche Sentenzen zu genießen, dürften die anderen daran interessiert gewesen sein, „handwerklich“ etwas zu erlernen.

Im Fall der Propagierung einer neuen Lehre, Theorie oder Idee ist der Nutzen für den Verkünder der neuen Lehre von dem Nutzen für die Lehrlinge zu unterscheiden. Nehmen wir zuerst den Lehrer, der – wie im Fall Mannheims dokumentiert – daran interessiert ist, daß auch andere seine Lehre übernehmen. Er müßte ein starkes Interesse daran haben, daß seine Lehre

1. *gelernt werden kann*, weil nur dann sichergestellt wäre, daß sie sich auch verbreitet und
2. müßte er ein Interesse daran haben, daß auch *andere seine Lehre lehren können*, denn nur dann ist die Verbreitung der Lehre und ihre Durchsetzung gegenüber Konkurrenten gesichert.

Hier könnte man im Anschluß an Imre Lakatos noch Überlegungen über die Fruchtbarkeit von Forschungsprogrammen berücksichtigen und die dort nur für den kognitiven Gehalt eines Forschungsprogramms herausgearbeiteten Kriterien (kurz: daß das Forschungsprogramm in der Lage ist, Neues zu finden oder Bekanntes einfacher zu erklären) um soziale erweitern (die Wissenschaftsphilosophen neigen ja dazu, über „Erkenntnis“ zu reden und die sozialstrukturellen und institutionellen Bedingungen, unter denen diese zustande kommt, ganz zu ignorieren) (Lakatos 1974).

Aus der Sicht potentieller Jünger einer neuen Lehre ist der Nutzen derselben darin zu sehen sein, daß sie, in der Sprache des Bildungsbürgertums gesprochen: etwas erwerben können, was ihnen intrinsisch erstrebenswert erscheint oder ihre Position im Konkurrenzkampf mit Anhängern anderer Schulen verbessert, sie beispielsweise in die Lage versetzt, ihre Dissertationen zügig voran zu bringen, der Lehre neue Anwendungsfelder zu erschließen und letztlich ihre, damit aber auch die Reputation der Schule zu erhöhen. In der Terminologie Bourdieus gesprochen, vermehren die Lehrlinge ihr Bildungskapital und da dieses tauschbar sein soll, darf es sich nicht bloß um eine Chimäre desselben handeln (außer die anderen Kapitaltauschpartner sind gewillt, von der Leere abzusehen oder beide Seiten täuschen sich über die vermeintliche Fülle).

Das Kriterium der dritten Person würde im Fall wissenschaftlicher Innovationen also lauten müssen: Eine neue Lehre ist nur dann fruchtbar, wenn sie so formuliert vorliegt, daß sie von Dritten angewendet (gelehrt bzw. gelernt) werden kann. Es würde sich um indirekten Nutzen handeln, wenn die Lehre auch ohne die aktuelle Wirkung der charismatischen Persönlichkeit ihres Schulgründers Verbreitung und Nachahmung fände. Eine neue Perspektive erhöht ihre Diffusionsgeschwindigkeit – und damit ihren Nutzen – in dem Maße, in dem andere sie lehren können und sie gelernt werden kann. Dazu

müßte eine Lehre in die Form eines mehr oder weniger klar formulierten Algorithmus gebracht werden.<sup>3</sup> Die neue Lehre müßte zumindest so detailliert formuliert sein, daß willige Schüler damit arbeiten können, etwa in dem Sinn, in welchem naturwissenschaftliche Entdeckungen replikabel sein müssen, um anerkannt zu werden, auch wenn man nicht unbedingt schon sagen können muß, *warum* sie wiederholbar sind.<sup>4</sup> Genügt der Gehalt einer Lehre dieser Maxime nicht, kann sie zwar im Wege der Wirkung der charismatischen Persönlichkeit des Schulengründers Jünger attrahieren, muß aber damit rechnen, daß der Kreis der Anhänger beschränkt und die Lehre mangels Nachahmung, Anwendung und Weiterentwicklung steril bleibt. Ihr Ende fiele mit dem Verblässen des Sterns ihres Gründers zusammen.

Der direkte Nutzen könnte dennoch sehr hoch sein, sowohl für den Verkünder wie für die Zuhörer: Erbauung der Zuhörerschaft und Freude über den eigenen gelungenen Auftritt. Indirekter – in der Analogie also: eigentlich wirtschaftlicher – Nutzen entsteht aber nur aus der Anwendung des Gelernten durch Dritte.

Mannheim selbst äußert sich in der Vorlesung zu diesem Punkt sehr ambivalent: Den (scholastischen) Schulbetrieb kritisiert er, weil er aus dem „Antrieb ... zum Tradieren, Festhalten, Lehrbar-Machen-Wollen“ (1930, [2] 46) Systematisierung anstrebe. Davon zu unterscheiden sei „echte Systematisierung“ (ebd.), die er jedoch wie vieles in dieser Vorlesung nicht näher erläutert.

Ich bin mir bewußt, daß das per Analogie eingeführte Kriterium der dritten Person sehr scharf scheint. Gerade diese Eigenschaft macht es aber attraktiv, weil es einige Fragen der wissenschaftlichen Fruchtbarkeit zu diskutieren erlaubt, ohne Bezug auf inhaltliche Kontroversen nehmen zu müssen: Man kann mit seiner Hilfe beispielsweise so disparate Phänomene wie das Erlernen einer akademischen Privatsprache und tatsächliche wissenschaftliche Innovationen analysieren. Die Beherrschung (wissenschaftlicher) Privatsprachen droht ohne ständige Übung rasch verlernt zu werden, während „Algorithmen“ auch ohne face-to-face Kontakt mit ihrem Urheber erlernt oder repetiert werden können. Insoweit das Kriterium gegenüber den zur Diskussion stehenden Inhalten gleichgültig ist, erlaubt es, Entscheidungen darüber herbeizuführen, ob das, was auf Hörer wirkt, nur der Kunst der Darstellung geschuldet ist oder ob sich darin auch etwas Nachahmbares findet.

3 In der Diskussion im Anschluß an mein Referat nahmen einige Redner am Ausdruck Algorithmus Anstoß. Von den vielen Bedeutungsfacetten dieses Begriffs kommt es mir hier nur auf folgende an: Ein „Algorithmus“ soll ein Verfahren heißen, das schrittweise vorgeht, wobei die Schritte möglichst genau spezifiziert formuliert wurden und deren Ausübung keine speziellen zusätzlichen Kenntnisse zur Voraussetzung hat (Fuchs-Heinritz et al. 1994, 30). Das ist dramatisch weniger als Logiker und Mathematiker verlangen, aber hoffentlich ein bißchen exakter als die geläufige Rede von Methode.

4 „Die Studierenden akzeptieren aber Theorien wegen der Autorität des Lehrers und des Lehrbuches, nicht aufgrund von Beweisen“ (Kuhn 1967).

Im Fall von Mannheims Vorlesung stehen wir vor dem Rätsel, das schon von Lewis A. Coser und anderen formuliert wurde, daß nämlich eine äußerst vage und mehrdeutige „Theorie“ dennoch große Attraktivität gewonnen hat (Coser 1977, Ringer 1983).<sup>5</sup> Ich vermute, daß dieser Erfolg sehr disparate Wurzeln hatte: Zum einen scheinen mir spätere Interpreten einen bedeutenden Beitrag zur Kodifikation der Wissenssoziologie geleistet zu haben – hier denke ich etwa an Robert K. Mertons zuerst 1945 veröffentlichtes „Paradigm for the Sociology of Knowledge“ (1957). Diese Kodifikationen wurden dann der „Schule“ der Wissenssoziologie beziehungsweise jenem (Mit-) Gründer, der auch außerhalb des deutschen Sprachraums bekannt war, gutgeschrieben. Allerdings muß auch die Existenz dieser Explikationen, die ja ihrerseits Resultat vorausgehender Attraktivität des Lehrgehalts waren, erklärt werden.<sup>6</sup> Die ursprüngliche Attraktivität der Mannheimschen Wissenssoziologie scheint mir in drei Gegebenheiten begründet zu sein: (a) In der Schwäche der konkurrierenden Ansätze: Die prestigeträchtigen und einflußreichen deutschen Soziologen der Weimarer Republik – Oppenheimer, Sombart, Tönnies, Alfred Weber, von Wiese – konnten keine lehr- und lernbaren Modelle für die Analyse von modernen Gesellschaften anbieten. (b) Die zentrale Mannheimsche Kategorie der Seinsverbundenheit eignete sich als akademisch respektable Version grundlegender Ideen des Marxschen Denkens, ohne im Geruch von Parteilichkeit zu stehen. In polemischer Zuspitzung hat das Otto Neurath im Titel seiner Rezension von „Ideologie und Utopie“ zum Ausdruck gebracht: „Bürgerlicher Marxismus“ (Neurath 1981). (c) Schließlich wäre darauf zu verweisen, daß Mannheims Perspektive in den zu dieser Zeit breiteren Strom jenes Denkens eingeordnet werden konnte, das von Gegnern gern mit dem pejorativen Etikett Soziologismus belegt wird.

Mannheims erste Frankfurter Vorlesung bot weder einen „Algorithmus“ im oben ausgeführten Sinn noch kann sie als *exemplar* im Kuhn'schen Sinn gelten, als eine modellhafte Studie, die von Jüngern selbständig benutzt, weiterentwickelt oder auf neue Untersuchungsfelder angewandt werden kann. Sollte sie jemanden angezogen haben, dann vermutlich wegen der *role performance* des Vortragenden, kaum aber wegen ihres vom Vortrag und dem Vortragenden ablösbaren kognitiven oder methodischen Gehalts.

5 Es ist hier vielleicht am Platz ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß ich mich bei meiner Argumentation nur mit der Vorlesung Mannheims auseinandersetze und meine Kritik sich nicht auf andere seiner Arbeiten erstreckt.

6 In diesem Fall kann man von der Wirkung der Persönlichkeit des Verkünders absehen, weil internationaler Reputationserwerb wohl vor allem auf die Wirkung des Geschriebenen zurückgeführt werden muß.

### III. Elemente einer Gegenwartskunde in der Vorlesung von 1930

Wenn ich es recht sehe, dann enthält die Vorlesung zwei Elemente, die in eine Gegenwartskunde Aufnahme hätten finden können. Es handelt sich einerseits um das wohl als methodisch zu qualifizierende Konzept der Lebensdistanzierung und andererseits um die zeitdiagnostischen Ausführungen über die Reprimitivisierung. Ich werde beide Elemente zuerst kurz rekapitulieren und mich dann mit ihnen auseinandersetzen.

Distanzierung geht aus einer erkenntnismäßigen Einstellung zu der einem umgebenden sozialen Welt hervor. „Das Erkennen entsteht in einem Sich-Verhalten zur Welt, einem Sich-Beziehen auf die Welt, einer bestimmten Einstellung“ (Mannheim 1930, [8] 51). Der Soziologe ist eine spezifische Ausprägung des modernen Menschentypen, den Mannheim am Beispiel Saint-Simons erläutert, dessen Begriff des „experimentalen Lebens“ ihm dazu dient, die Lebenseinstellung zu charakterisieren, die der Soziologie zugrunde liegt. Erst wenn Leben kontingent werde, könne man sich ihm gegenüber „experimental“ verhalten. Aus der Möglichkeit zu einem „experimentellen Leben“ folgt dann die „Lebensdistanzierung“. Die Befreiung des modernen Menschen aus den Fesseln der Tradition, welche ihn daran hinderte, eine andere Möglichkeit zu leben auch nur zu denken, bringe sowohl den Gegenstand der Soziologie hervor – „man kommt in die Lage, vom Leben wie von einem Es zu sprechen“ ([29] 64) – wie auch deren Erkenntnisorientierung, also die soziologische Methode. Die Distanzierung werde durch den Prozeß sozialer Differenzierung ermöglicht. „Solange eine Gruppe homogen ist, haben alle Dinge für die Individuen in der Gruppe dieselbe Bedeutung, sind auf ein Sinnziel hin ausgerichtet. [...] Es gibt eine eindeutige Bedeutungsausrichtung, die nun zerschlagen wird“ ([22] 60). Dieses von Mannheim ein wenig eigenwillig als „Unterbauphänomen“ bezeichnete Phänomen fördere (oder verursache?) eine neue Einstellung, deren Charakteristikum die Distanzierung sei.

Die Ausführungen über die Reprimitivisierung schließen in gewisser Weise an die Darlegungen über die Lebensdistanzierung an. Durch die Infragestellung des Lebens sei die Distanzierung „zunächst etwas Unerträgliches“ ([47] 75) und es käme zu einer Reaktion der Reprimitivisierung. Der „bereits reflexiv gewordene“ (ebd.) Mensch schraube künstlich etwas zurück. Verkörpert werde diese künstliche Primitivität exemplarisch im italienischen Faschismus.

Die verstreuten Bemerkungen Mannheims zum Faschismus sind nicht besonders originell. Einmal heißt es, der Faschismus sei eine Regression, ein andermal bemüht er den Ausdruck „hysterische[s] Losschlagen“ ([72] 94), wiederum anderswo schlägt Mannheim Mussolinis Faschismus der Romantik zu, aber er behauptet auch, daß die Reprimitivisierung „notwendigerweise zur modernen Situation als Experiment“ ([47] 76) dazugehört.

Beide Thesen, die der Distanzierung und die der Reprimitivisierung, scheinen mir weder hinreichend genau expliziert worden zu sein, noch in der Form, in der sie in der Vorlesung präsentiert wurden, besonders fruchtbar. Lassen Sie mich meine Einwände anführen:

Mannheim scheint von der Vorstellung geleitet zu sein, daß sich Distanzierung im historischen Prozeß herausbildet. Diese Vorstellung teilt er mit allen klassischen Autoren, auch wenn die von diesen verwendeten Begriffe zur Beschreibung und Erklärung dieses Prozesses andere sind. Das Phänomen der Distanzierung finde man in allen vom Modernisierungsprozeß erfaßten sozialen Schichten, Gruppen und Berufen. Insoweit die Soziologie selbst ein Kind der Moderne sei, habe sie Teil an dieser Ausdifferenzierung und des sie begleitenden Einstellungswandels. Insoweit ist die Soziologie dann nichts anderes als die bewußte Reflexion dieses Prozesses der Befreiung aus den vormodernen Zwängen, wäre also eine Theorie der modernen Kontingenz. Eine spezifische Distanzierungsleistung des Soziologen wird von Mannheim nicht behauptet.

Offen bleibt die Frage, ob Soziologen in ihrer professionellen Haltung – der „Einstellung der Soziologie“ – über die den Zeitgenossen auch schon zugängliche oder aufgenötigte Distanzierung hinausgehen können oder sollen, oder wie diese Haltung erlernt werden kann.

Bei einem Explikationsversuch wären meines Erachtens im Hinblick auf die dem Soziologen mögliche Distanzierung die folgenden vier Varianten zu unterscheiden:

1. Die einfachste Form der Distanzierung ist jene der sozialen Distanz. Um diese Haltung einzunehmen, bedarf es keiner wie immer gearteten Anstrengung, sie hat nur zur Voraussetzung, daß in ausreichender Regelmäßigkeit Kontakte mit „einheimischen“ oder fremden „Anderen“ stattfinden – insofern handelt es sich um ein Begleitphänomen der Moderne, weil erst in ihr durch soziale Differenzierung im inneren und regelmäßigen Kulturkontakt nach außen Interaktionen mit Unvertrauten Platz greifen. Was uns sozial oder kulturell fremd ist, dem gegenüber verhalten wir uns routinemäßig distanziert, vermeiden den Kontakt und haben oft genug Probleme, das Fremde oder die Fremden zu verstehen. Affektlagen Fremder verstehen wir vermutlich noch viel weniger als die von diesen geäußerten Propositionen. Von dieser sozialen Distanz spricht Mannheim als „soziologischer Lebensdistanzierung“, die eine „typische Lebenshaltung [ist], die der Mensch ohne Wissenschaft anwendet“ (1930, [102] 117), ohne allerdings nähere Ausführungen folgen zu lassen.
2. Schwieriger ist es für den Akteur – und wohl auch den Soziologen – sich von den im Wege der sozio-kulturellen Geburt habituell erworbenen, zur zweiten Natur gewordenen Selbstverständlichkeiten der Kultur und Klasse, des Status und Geschlechts zu distanzieren, die die Sicht auf den Gegenstand prägen. Darauf bezieht sich Mannheim gelegentlich, wenn er

z.B. davon spricht, daß „die eindeutige Bedeutungsausrichtung einer Gruppe zerschlagen“ ([22] 60) wird. An anderer Stelle heißt es etwas überschwenglich, daß „wirklich gebildet zu werden bedeutet: alle Möglichkeiten, die man sehen und denken kann, durchzumachen“ ([70] 93). Hier bleibt unklar, ob es Grenzen für dieses Können gibt oder ob Mannheim von der Vorstellung geleitet wird, wer nur wolle, könne auch. Schließlich ist auch das Wort „durchmachen“ höchst interpretationsbedürftig. Meint Mannheim hier nur ein gedankenexperimentelles Durchdenken oder ist der Ausdruck „machen“ wörtlich zu nehmen? Eine en passant erwähnte „Selbstkontrolle“ ([66/67] 90) wird durch die daran anschließende Formulierung, „methodische Selbstbeobachtung“ ([67] 90), wohl als kognitive Kontrolle zu deuten sein. Im Unterschied zur sozialen Distanz erfordert die Distanzierung von der eigenen zweiten Natur Anstrengungen der Art wie sie von verschiedenen Autoren als Emanzipation und Selbstaufklärung analysiert wurden.<sup>7</sup>

3. Distanzierung von Interessenslagen derjenigen sozialen Gruppe, der man selbst angehört. Handelt es sich um kollektive Wünsche, Aspirationen und Ziele, von denen man sich als Soziologe der (künftigen) Erkenntnis willen distanziert, wird die zu erbringende Leistung ein Teil des Erkenntnisaktes sein. Man befreit sich von Bindungen an Interessenslagen der eigenen sozialen Gruppe oder Klasse. Die Bedingungen, unter denen eine derartige kognitive Distanzierung gelingen kann, müßten noch näher spezifiziert werden, in der Vorlesung äußert sich Mannheim nicht über die freischwebende Intelligenz und verwandte Denkfiguren. Die hier gemeinte Distanzierung wird man wohl in der Nähe von Webers Ausführungen über Wissenschaft als Beruf ansiedeln können.
4. Schließlich kann man sich auch von Denkgewohnheiten sozialer Gruppen distanzieren, denen man (aktuell) nicht angehört. Die zeitliche Distanz erleichtert aus offenkundigen Gründen die Erkenntnismöglichkeiten. Je näher man einem Phänomen ist, desto schwerer ist es für einen, seine Gestalt wahrzunehmen. Aus größerer zeitlicher Distanz gelingt es uns leichter, eine zutreffende Analyse zu formulieren, weil die zu erklärenden Prozesse weit genug fortgeschritten oder gar abgeschlossen sind. Mannheim äußert sich in der Vorlesung zwar wiederholt über eine historische Interpretation, doch sieht er den Beitrag, den eine historische Soziologie leisten kann, vornehmlich darin, daß vermittelt einer historischen Prozeßanalyse die jeweilige Gegenwart besser verstanden werden könne. Daß manchmal ein zeitlicher Abstand zu einem als problematisch erfahrenen Gegenstand notwendig ist, um diesen zutreffend analysieren

<sup>7</sup> Die Distanzierungsfähigkeit der Intellektuellen wird von einigen Autoren im Zusammenhang mit massiven Brüchen mit Primärgruppen gesehen. Darin drückt sich sowohl eine Distanzierung gegenüber habitualisierten Selbstverständlichkeiten wie gegenüber Interessenslagen aus (Dahrendorf 1968).

zu können, diskutiert Mannheim nicht. Doch gerade an seinen eigenen Arbeiten läßt sich zeigen, daß sie umso gehaltvoller waren, je weiter das Objekt, das er analysierte, in der Vergangenheit lag.

Mannheims Überlegungen zur Distanzierung sind, selbst wenn man das vermutlich Gemeinte zu explizieren in der Lage ist, unzureichend, weil sie eher zu einer einseitigen Übersteigerung Anlaß geben. Eine auf die Spitze getriebene Distanzierung im Sinne der Herauslösung des analysierenden Soziologen aus lebensweltlichen Bindungen, der sich darin ergeht, alle Möglichkeiten gedanklich durchzumachen, kommt der Karikatur des im Elfenbeinturm sitzenden Wissenschaftlers sehr nahe, der sich weltabgewandt seinen Gedankenexperimenten widmet. In Mannheims Konzeption fehlt, was Norbert Elias als die Balance von Engagement und Distanzierung, als das ständige Bemühen um einen Ausgleich zwischen dem Phantasiegehalt und der Realitätstüchtigkeit diskutiert hat (Elias 1983).

Die Übernahme der Eliasschen Begriffe Engagement und Distanzierung kann jedoch nicht uneingeschränkt erfolgen, weil Elias in dem gleichnamigen Werk recht unterschiedliche, jedenfalls unterscheidbare Phänomene den beiden Polen seines Gegensatzpaars zuordnet. Einmal wird „engagiert“ mit subjektiv, dann wieder mit irrational und schließlich mit gruppengebundenem Denken assoziiert. Ohne zum Exegeten Elias' zu werden, will ich die folgenden Bedeutungen von engagiert unterscheiden:

1. Engagiert kann meinen, daß man sich Überzeugungen und Einstellungen von Gruppen zu eigen macht, denen man nicht angehört, denen man sich aber durch Übernahme ihrer Relevanzgesichtspunkte, Sichtweisen und Werthaltungen anschließen will. Normative Orientierung an einer Bezugsgruppe, der man (noch) nicht angehört, ist zumeist mit einem höheren Grad an Unduldsamkeit gegenüber Anfeindungen der für einen selbst neuen und noch nicht gefestigten Weltdeutung verbunden. Das Spektrum reicht hier von advokatorischer Parteinahme für „Benachteiligte“<sup>8</sup> bis zum Phänomen des profanen oder religiösen Konvertitentums. Die Geschichte der Intellektuellen der letzten zweieinhalb Jahrhunderte liefert hierzu eine große Menge an Anschauungsmaterial, das man für den vorliegenden Zusammenhang wohl dahingehend zusammenfassen wird können, daß Konvertiten verschiedenster Provenienz besonders unduldsam gegenüber Infragestellungen ihrer Überzeugungen waren und ihr Erkenntnisbeitrag eher unbedeutend blieb.
2. Engagement kann die Trübung der Urteilsfähigkeit zur Folge haben, die dann eintritt, wenn starke Affekte im Spiel sind, die den Akteur beherrschen und deren Herrschaft er sich aktuell nicht entziehen kann. Diese Facette von „engagiert“ deckt sich im wesentlichen mit Webers Definiti-

<sup>8</sup> Vgl. die paradigmatische Kontroverse zwischen Howard S. Becker und Alvin Gouldner über die Frage „Whose Side Are We on?“ (Gouldner 1968, Becker 1967).

on von affektuellern Handeln. Für den Status „Sozialwissenschaftler“ dürfte diese Variante von Engagement eher nicht zum Rollenset gehören (was bekanntlich nicht bedeutet, daß das entsprechende Verhalten nicht auftreten kann, sondern bloß, daß es nicht zum institutionalisierten Set erwarteten Verhaltens gehört). Man findet diese Form von expressivem Engagement wohl eher bei Fußballfans, Liebhabern und willentlich herbeigeführt bei Stanislavsky-Strassberg-Schauspielschülern.

Nah verwandt mit der eben skizzierten Form von Engagement ist eine weitere, die mit ihr eine wichtige Gemeinsamkeit teilt. Was Ludwig Fleck als Denkstil (Fleck 1980) und was Thomas S. Kuhn als Paradigma (Kuhn 1967) beschrieben haben, ist eine Form von Bindung an eine erkenntnismäßige Einstellung, der man – nach Meinung dieser Autoren – nahezu ebenso schwer entfliehen kann, wie den Affekten, über die Elias nicht müde wurde zu schreiben. Insofern Mitglieder eines Denkkollektivs bzw. eines Paradigmas die Welt nicht anders sehen können als durch die Optik ihrer Gruppe, befinden sie sich in einer Lage, die jenen Akteuren verwandt ist, die aus dem Gebäude ihrer Affekte nicht ausbrechen können.

Es ist nicht zu sehen, daß eine der beiden Haltungen in irgendeiner Weise erkenntnisvermehrnd wirksam werden könnten; da beide Lebensformen ja auch nicht frei gewählt werden können, bilden sie einen Grenzfall von Engagement, verbindet man mit diesem Begriff doch üblicherweise die Vorstellung des Es-könnte-auch-anders-sein.

3. Die herkömmliche Vorstellung von Engagement zielt wohl darauf ab, daß man zugunsten der Interessen derjenigen Gruppe, der man selbst angehört, Partei ergreift, also die Erkenntnismöglichkeiten darauf fokussiert, was den eigenen Leuten dienlich ist, was den eigenen Interessen und den kollektiv geteilten Auffassungen, darüber was gut und der Erkenntnis wert ist, entspricht. Für Arbeiter sieht Mannheim kein Problem in der nahezu natürlichen Interessengebundenheit, etwa wenn es heißt: „Wenn ich Grubenarbeiter bin und es mir miserabel schlecht geht, werde ich eindeutig orthodoxer Revolutionär sein. Daß diese Denkweise aus dieser spezifischen Situation entspringt, ist uns klar“ (1930, [70] 92/93).<sup>9</sup> Allerdings diskutiert Mannheim in der Vorlesung von 1930 weder die Frage der empirischen Angemessenheit der Denkweise des orthodoxen Revolutionärs näher noch die, wie Soziologen mit den Bindungen an ihre eigene soziale Lage umgehen sollen.
4. Kann man der Erkenntnis(möglichkeit) wegen am (fremden) sozialen Leben teilnehmen und in diesem Feld instrumentell und temporär Rollen übernehmen, die charakteristisch für es sind und beispielsweise von ei-

<sup>9</sup> An diesem Beispiel zeigt sich die Mehrdeutigkeit der Mannheimschen Formulierung: Entspringt die Denkweise des Grubenarbeiters aus seiner miserablen Situation oder die des Revolutionärs?

nem verlangen, sich expressiv auszudrücken. Insofern man dabei nicht seine eigene Interessenslage zum Ausdruck bringt, sondern in die Rolle(n) anderer schlüpft, sollte – wenn man denn in der Lage ist, anschließend wiederum eine Distanzierungsleistung zu erbringen – ein Zugewinn an Erkenntnis möglich sein. Das *going-native* der Anthropologen bietet hierfür das passende Rollenmodell, einschließlich seiner devianten Spielart des Aufgehens im Feld.

Die hier gegebene Interpretation der jeweils vier Spielarten von Engagement und Distanzierung soll vor Augen führen, daß jede für sich allein genommen unter der Perspektive des Erkenntnisgewinns ungenügend ist. Elias' Forderung nach einer Balance zwischen den beiden Polen ist gegenüber Mannheims einseitiger Präferenz für die Distanzierung die bessere Option, insofern er allerdings dafür zu plädieren scheint, der Distanziertheit den Vorzug zu geben oder diese gar als mit der langfristigen gesellschaftlichen Entwicklung im Einklang stehend betrachtet, macht er sich der Einseitigkeit und Überzeichnung schuldig. Das oft strapazierte Ideal, sich „um der Sache willen“ distanziert zu geben, scheint mir kein guter Rat an die Sozialwissenschaftler zu sein. Es ist nämlich nicht zu sehen, wie man Einsichten über das soziale Leben gewinnen kann, ohne daß man sich diesem annähert, an ihm beobachtend teilnimmt, ja sogar in es parteilich eingreift – und in einem davon separaten Schritt dann, auch die eigene Involviertheit in das Geschehen zum Gegenstand der Reflexion macht, was möglich ist, weil die Rolle des Wissenschaftlers derartige Handlungsentlastung vorsieht.

Das oben dargelegte Panorama unterschiedlicher Formen von Engagement und Distanzierung kann so verstanden werden, daß (fast) jede Variante als Instrument der Erkenntnisgewinnung nützlich sein kann, vorausgesetzt der Forscher oder die Forscherin unterzieht sich der Anstrengung nach der Phase der (engagierten oder distanzierten) Datensammlung selbst wiederum eine Phase der distanzierten Analyse dessen, was man vorher entdeckt hat, folgen zu lassen.

Ich will nun die Behauptung plausibilisieren, daß nur jene Sozialwissenschaftler, die zumindest zeitweilig „engagiert“, also in ein konkretes soziales Geschehen involviert waren, auch fähig waren, heraufziehendes Neues rasch zu sehen, während – nicht nur meiner Meinung nach (vgl. Gerth 1979) – Mannheim gerade als Gegenwartsdiagnostiker defizitär war, weil er nicht in ein soziales Feld involviert war, sondern sich vom sozialen Leben fernhielt. Lassen Sie mich das am historisch aufschlußreichen Fall der sozialwissenschaftlichen Analysen des zur Macht drängenden Nationalsozialismus exemplarisch verdeutlichen und in die Frage kleiden: Wer analysierte bei Zeiten den Aufstieg des italienischen Faschismus und des deutschen Nationalsozialismus? Die Beantwortung dieser Frage wirft natürlich ein schwerwiegendes methodologisches Problem auf, weil wir post festum nicht nur immer klüger sind, sondern uns auch schwer tun, jene Deutungen, die zufällig durch den

Lauf der Ereignisse bestätigt wurden, von denen zu trennen, die aufgrund einer systematischen Analyse zu zutreffenden Urteilen kamen.

Als erstes Beispiel will ich auf die Beiträge austromarxistischer Autoren hinweisen.<sup>10</sup> Sie stammen alle aus bildungsbürgerlichen Schichten, waren großteils Juden, denen deswegen der Zutritt zur akademischen Welt verwehrt blieb. Ihren Unterhalt verdienten sie als Rechtsanwälte, Volkshochschullehrer, Ärzte oder sie waren hauptberuflich politisch tätig. Es ist wohl diesem beruflichen bzw. politischem Engagement zu verdanken, daß sie sich sehr früh mit dem neuen Phänomen des (italienischen) Faschismus auseinandersetzten. Unmittelbar nach dem Marsch der Faschisten auf Rom publizierte Julius Braunthal 1922 einen Artikel „Der Putsch der Fascisten“, worin er soziale Ursachen und politische Konsequenzen thematisierte. Er weist darauf hin, daß eine faschistische Bewegung dann entstehe, wenn sich die besitzenden Klassen einer politischen Opposition der Arbeiterbewegung gegenüber sehen, der sie mit den herkömmlichen Mitteln der sozialen und politischen Machterhaltung nicht mehr Herr werden könnten. Paramilitärische Verbände, die sich aus Teilen des Bürgertums rekrutieren, bekämpfen den Sozialismus und die Demokratie. Deren anti-sozialistische und nationalistische Ideologie stößt im Kleinbürgertum auf Zustimmung. Im Augenblick, in dem diese Kräfte die politische Macht eroberten, werde zwar die Arbeiterbewegung verboten und die politische Klasse ausgewechselt, die kapitalistische Produktionsweise und die Eigentumsverhältnisse blieben davon jedoch unberührt (vgl. Mozetic 1992).

Es ist hier nicht Gelegenheit, auf diese Beiträge im einzelnen einzugehen, hinzuweisen ist aber darauf, daß sich in ihnen nicht nur überkommene marxistische Interpretationen finden, sondern in beachtlichem Umfang versucht wurde, das Neue an diesen beiden Bewegungen zu identifizieren. Nach der Niederlage gegen den Ständestaat wurden diese Beiträge immer selbstkritischer und kulminieren in knapp nach dem „Anschluß“ geschriebenen, bislang unveröffentlichten Artikeln Otto Bauers, der in einer beachtlichen Distanzierungsleistung gegenüber der Partei, der marxistischen Theorie und seinem eigenen politischen Wirken die Attraktivität der Nazis für die Arbeiterhellsichtig analysiert. In einem dieser Texte, „Judenhetze als Herrschaftsmittel“, heißt es beispielsweise:

„Der National-, Sozialismus‘ enteignet die jüdische Bourgeoisie; aber er enteignet sie nicht zugunsten der Volksgesamtheit, sondern zugunsten von Privatpersonen, denen er die Unternehmungen der jüdischen Bourgeoisie beinahe umsonst überantwortet. ... Er ersetzt nur den jüdischen Ausbeuter durch den Nazi-Ausbeuter. Er schafft dadurch eine breite Schicht einer neuen Bourgeoisie, die ihre ökonomische Stellung dem Nazisystem verdankt und dadurch zu verläßli-

10 Das geschieht nicht, um eine Nähe Mannheims zu den Austromarxisten zu behaupten, obwohl eine von Biographen Mannheims noch nicht berücksichtigte Facette Anlaß sein könnte, seine Beziehung zu Österreichern näher zu beleuchten. Ich beziehe mich hier auf den vom Literaturwissenschaftler Klaus Amann berichteten Umstand, daß Mannheim in London Mitglied des österreichischen Exil PEN war. (Amann 1984).

chen Klassenstützen des Systems wird. Zugleich befreit er die ‚arischen‘ Geschäftsleute, Rechtsanwälte, Ärzte, Angestellten von der jüdischen Konkurrenz und interessiert sie dadurch ökonomisch am Bestand des Naziregimes. Endlich befriedigt er die sadistischen Instinkte der kulturlosesten, rohesten Schichten des Volkes, indem er ihnen Gelegenheit gibt, ihre Grausamkeitsinstinkte an den Juden auszutoben; hat die Zivilisation jahrhundertlang daran gearbeitet, die dem menschlichen Tier angeborenen Grausamkeitsinstinkte zu unterdrücken, so gibt der Nationalsozialismus sie wieder frei, um diesen Schichten durch das Schauspiel grausamer Demütigung und Mißhandlung von Wehrlosen ein Vergnügen zu bereiten. Für die Bevorzugtesten unter seiner Gefolgschaft den privilegierten Raub am jüdischen Eigentum, für die mittlere Schicht die Beseitigung der jüdischen Konkurrenz, für die unterste wenigstens die Lust am Schauspiel grausamer Mißhandlung – so schafft sich der Nationalsozialismus die Massenbasis, die er ausnützt, um das deutsche Volk ‚totalitär‘ zu beherrschen.“<sup>11</sup>

Im vorliegenden Zusammenhang scheinen mir diese Beiträge deswegen erwähnenswert, weil sie Mannheims Anspruch nach Gegenwartskunde durchaus entsprechen haben und weil sich an ihnen zeigen läßt, daß eine forcierte Distanzierung offenkundig keine Voraussetzung für gelungene Zeitdiagnosen ist. Vielmehr scheint es möglich zu sein, politisches Engagement mit distanzierter Analyse zu verbinden und Texte zu schreiben, deren empirische Triftigkeit durch das Pathos, dessen sich sein Verfasser bedient, nicht verringert wird.

Natürlich müßte man, was meines Wissens bislang nicht getan wurde, die Gesamtheit der austromarxistischen Beiträge dahingehend analysieren, wie viel in ihnen richtig gesehen wurde und wo spezifische Bindungen an die politische Partei, die tradierte Lehre oder andere erkenntnishemmende Kräfte die Analyse defizitär werden ließen.

Das zweite Beispiel stammt dem akademischen Umfeld. Theodor Geiger veröffentlichte 1932 seine Studie über *Die soziale Schichtung des deutschen Volkes*, deren Untertitel einen auch von Mannheim in den *Gegenwartsaufgaben* benutzten terminus technicus zitiert: „Soziographischer Versuch auf statistischer Grundlage“ (Geiger 1932). Ein Exkurs über „Die Mittelstände im Zeichen des Nationalsozialismus“ führt vor, wie durch systematische Analyse von Massendaten (Wahlergebnisse, Volkszählungen etc.) und theoretische Reflexion eine gehaltvolle Gegenwartsdiagnose möglich wurde. Vor allem der von Geiger eingeführte bzw. reformulierte Begriff der Mentalität, den er auch in Abgrenzung zu Mannheims Begriff der totalen Ideologie entwickelt, erschließt Neues: „Die Mentalität ... ist geistig-seelische Disposition, ist unmittelbare Prägung des Menschen durch seine soziale Lebenswelt und die von ihr ausstrahlenden, an ihr gemachten Lebenserfahrungen“ (Geiger 1932, 77).

In dem Exkurs findet man dann Ausführungen darüber, daß die Nazis schon 1930 genötigt waren, ihre Propaganda „nach Berufen getrennt“ (Geiger 1932, 122) zu gestalten, weil anders nicht mehr sicherzustellen war, daß das Bild einer „allgemeinen Volksbewegung“, als die sich die Nazis darstellten, aufrecht erhalten werden konnte.

11 Die Manuskripte befinden sich in einem Teilnachlaß Bauers im Amsterdamer Institute for Social History und sollen in Kürze in der „Bibliothek sozialwissenschaftlicher Emigranten“ (Graz: Nausner & Nausner) erscheinen.

Diese und andere Arbeiten Geigers, die er vor der Nazi-Herrschaft schrieb, zeigen, daß eine Kombination von systematischer Datenerhebung und begrifflichen Reformulierungen gehaltvolle Gegenwartsanalysen möglich machen.<sup>12</sup> Ein Engagement in Richtung systematischer Beobachtung, die ja nur möglich ist, wenn man – sich distanzierend – bereit ist, auch Unerwünschtes wahrzunehmen, führte zu einer der frühesten und nach wie vor erhellenden Analysen des aufsteigenden Nazismus. Im Unterschied zu Mannheim, den wohl seine Fixierung auf den Aspekt der Planung dazu brachten noch nach seiner Emigration über Hitler die merkwürdige Bemerkung zu machen: „We like him“ und auf eine erstaunte Nachfrage Earle Eubanks zu erklären, dies komme daher, weil Hitler „etwas Neues aufbauen“ wolle (Käsler 1985), lenkte das politische Engagement Geiger eher in die richtige Richtung und wurde durch akribische sozialstatistische Forschung bereichert.<sup>13</sup>

Das dritte Beispiel soll darauf aufmerksam machen, daß man sich als Historikerin mit der zeitgenössischen Nazi-Bewegung beschäftigen konnte und Gegenwartsdiagnostik höchster Qualität möglich war. Die junge Wiener Mediävistin Lucie Varga schrieb unter dem Einfluß von Bronislaw Malinowski in den 30er Jahren einige bis vor kurzem unentdeckte Essays über den Nationalsozialismus. In Tirol und Vorarlberg forschte sie während ihrer Sommerfrische und veröffentlicht in den *Annales* eine Artikel, der ausdrücklich der ethnologischen Methode verpflichtet war und als exemplarische wissenssoziologische Deutung bezeichnet werden könnte, obwohl Varga weder Wissenssoziologen zitiert noch Mannheim gelesen haben dürfte.<sup>14</sup> Im Unterschied zu dem vorhin zitierten Otto Bauer ist ihre Analyse frei von jedem Pathos, verdankt ihre Einsichten jedoch engagiertem Interesse an der Sichtweise jener, die zu Parteigängern der neuen Bewegung wurden. Beschreibung und nicht Übersetzung der Ideen der „Subjekte“ in die eigene wissenschaftliche Sprache, Detailgenauigkeit und Vermeidung vorschneller Urteile ermöglichten Varga Einsichten, die damals ganz gewiß neu waren und heute noch dem Verständnis der massenhaften Bekehrung zum Nazismus hilfreich sein können. Die Teilnahme am Leben derer, die man studieren will, führte auch in einem weiteren Fall zu gelungenen Einsichten. Der Zufall führte den Chicagoer Soziologen Everett C. Hughes 1930 in Hitlers Sportpalastrede und

12 Es tut im vorliegenden Zusammenhang überhaupt nichts zur Sache, daß Geiger in dieser Zeit auch weniger helllichtige Texte verfaßte, die manche Interpreten veranlaßt haben, ihm wegen darin gemachter zustimmender Äußerungen zur Eugenik eine ideologische Affinität zu den Nazis zu unterstellen.

13 Nicht nur systematische Datenerhebung, sondern auch so einfache „Techniken“ wie Neugier können erkenntnisfördernd sein, vgl. Elias Schilderung eines Besuchs einer Hitler-Rede in einem biographischen Interview (Elias 1990, 61f.).

14 „Der Historiker kann jetzt die Geschichte, die sich gerade begibt, aus nächster Nähe beobachten. ... [E]r kann, wenn er will, an Ort und Stelle gehen ... Mehr noch: Er kann in dem Land, das er untersucht, leben, um es in seinen Denkgewohnheiten und Verhaltensmustern zu begreifen“ (Varga 1991, 115).

dank eines Koffers voll Material und Feldnotizen schrieb er einen ersten Aufsatz über den Nazismus, der – wie so vielen von ihm – nicht veröffentlicht wurde, aber dessen spätes Echo in seinem brillanten kleinen Essay „Good People and Dirty Work“ (Hughes 1994) zu hören ist, den er nach einer Gastprofessur in Frankfurt 1948 mündlich publizierte<sup>15</sup> und erst 14 Jahre später veröffentlichte. Die Texte der beiden hier erwähnten Autoren, die junge Wiener Historikerin und der Chicagoer Feldforscher, sollen vor Augen führen, daß gegenwartsdiagnostische Interpretationen nur gelingen können, wenn man gewillt ist, die Gelehrtenstube zu verlassen und sich denen empathisch zuwendet, an denen man aus welchen Gründen auch immer Interesse hat – und sei es, daß man Abscheu vor ihnen hat.

Das letzte Beispiel bezieht sich auf die zahlreichen Studien, die emigrierte deutschsprachige Sozialwissenschaftler nach dem Sieg der Nationalsozialisten schrieben und die M. Rainer Lepsius veranlaßten, die spezifische Leistung der sozialwissenschaftlichen Emigration gerade darin zu sehen (Lepsius 1981a). Zu diesen Büchern zählt Lepsius auch Mannheims *Mensch und Gesellschaft im Zeitalter des Umbruchs* (Mannheim 1935) und *Diagnosis of our Time* (Mannheim 1997). Diese Beiträge zu einer Gegenwartskunde wurden im Exil verfaßt und publiziert und stehen dem zu analysierenden Phänomen fast schon in historischer Distanz gegenüber. Manche Entwicklungen kann man offenbar erst richtig sehen, wenn sie sich zumindest zu einer vorübergehenden Vollständigkeit entwickelt haben. Vermutlich gilt das besonders für makrosoziologische Interpretationen, während die vorhin zitierten Beispiele auf niedrigerem Aggregationsniveau angesiedelt sind. Diese Unterscheidung findet sich nicht in Mannheims Ausführungen zur Gegenwartsdiagnostik, wie sie auch bei anderen kritischen Auseinandersetzungen mit der Prognosefähigkeit der Sozialwissenschaften selten getroffen wird. Mir scheint, daß sich an diesem historischen Beispiel, dem unschwer solche aus der jüngeren Vergangenheit beiseite gestellt werden könnten (Friedrichs-/Mayer/Lepsius 1998), demonstrieren läßt, daß die Fähigkeit der Sozialwissenschaften neue gesellschaftliche Entwicklungen in statu nascendi auch schon analysieren zu können, sehr beschränkt ist.

#### IV. Resümee

Norbert Elias benutzte die Erzählung Edgar Allen Poes über die Fischer im Mahlstrom, um zu unterstreichen, welche Bedeutung die Distanzierung für das Überleben habe. Nur wer auch in einer Situation größter Gefahr in der Lage sei, seine Furcht abzuschütteln, könne zu einer realitätsadäquaten

15 Vgl. zu diesem Konzept (Merton 1995, 18ff.).

Wahrnehmung der Gefahren gelangen.<sup>16</sup> Ich möchte gegen eine zu enge Deutung der Fabel zwei Einwände ins Treffen führen. Elias' Formel, wonach hohe Exponiertheit zu hoher Emotionalität führe, die wiederum die Chance zur realistischen Beurteilung der Umwelt reduziere, scheint mir unvollständig und zu einseitig. Unvollständig, weil sie dem Umstand nicht Rechnung trägt, daß auch die exponierteste Lage von den sich darin Befindenden erst einmal wahrgenommen werden muß. Mannheims fahriges Agieren 1933 könnte man so deuten, daß er – wie andere auch – die eigene Exponiertheit gar nicht wahrnahm (ein Aspekt der in Poes Fabel keinen Platz hat, weil sein Mahlstrom die Fischer so augenscheinlich „betraf“). Von den in Frankfurt im Stockwerk über Mannheims Seminar sitzenden Mitgliedern des Frankfurter Instituts für Sozialforschung wiederum könnte man sagen, daß sie ihre Exponiertheit vis-a-vis der Nazis überdeutlich sahen, auch wenn man Zweifel anmelden kann, ob sie sie richtig deuteten. Jedenfalls flüchteten sie beizeiten und dafür war – anders als bei Poe – die richtige Deutung der gefährlichen Situation nicht die Voraussetzung. Während man sich Naturgewalten wohl nur aufgrund richtiger Deutung entziehen kann, ist die Flucht vor sozialen Gefahren auch aus den falschen Gründen möglich.

Distanz gegenüber den eigenen Affekten reicht nicht aus, um sozialwissenschaftliche Analysen zu schreiben. Ich hoffe gezeigt zu haben, daß ein ausreichendes Maß von Involviertheit in das soziale Leben ebenso nötig ist, um zu realistischer Erkenntnis der Gegenwart beizutragen, sofern man überhaupt die Hoffnung aufrecht erhalten will, daß die Soziologie als Gegenwartskunde etwas zu sagen habe.

### Literatur

- Amann, Klaus (1984) P.E.N.: Politik, Emigration, Nationalsozialismus. Ein österreichischer Schriftstellerclub, Wien: Böhlau 1984.  
 Becker, Howard S. (1967) Whose side are we on?, in: *Social Problems* 14, 1967, S. 239-247.  
 Cole, Jonathan R./Zuckerman, Harriet (1975) The emergence of a scientific speciality: The self-exemplifying case of the sociology of science. The idea of social structure. Papers in honor of Robert K. Merton, ed. by Lewis A. Coser, New York: Harcourt/Brace/Jovanovich 1975, S. 139-174.  
 Coser, Lewis A. (1977) Masters of sociological thought. Ideas in historical and social context, Fort Worth: Harcourt/Brace/Jovanovich 1977.

16 „Während der ältere, durch die nahende Katastrophe gelähmt, hilflos im Boot kauerte, faßte sich der jüngere Mann und begann, mit einer gewissen Neugier um sich zu schauen“ (Elias 1983, 79). Elias dachte, als er das schrieb, wohl nicht an seinen ehemaligen Lehrer Mannheim, obwohl mir scheint, daß diese Stelle auch ganz gut auf die Reaktionen der beiden angesichts des aufsteigenden Nazismus paßt.

- Dahrendorf, Ralf (1968) *Gesellschaft und Demokratie in Deutschland*, München: Piper 1968.  
 Elias, Norbert (1983) *Engagement und Distanzierung. Arbeiten zur Wissenssoziologie I*, hrsg. u. übers. v. Michael Schröter, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1983.  
 Elias, Norbert (1990) *Norbert Elias über sich selbst*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1990.  
 Fleck, Ludwig (1980) *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1980.  
 Friedrichs, Jürgen/Mayer, Karl Ulrich/Lepsius, M. Rainer (1998) *Diagnose und Prognose in der Soziologie*, in: dies. (Hg.), *Die Diagnosefähigkeit der Soziologie (Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 50)*, Opladen: Westdeutscher Verlag 1998, S. 9-31.  
 Fuchs-Heinritz, Werner/Rüdiger Lautmann/Ottheim Rammstedt/Hanns Wienold (Hg.) (1994) *Lexikon zur Soziologie*, Opladen: Westdeutscher Verlag 1994.  
 Geiger, Theodor (1932) *Die soziale Schichtung des deutschen Volkes. Soziographischer Versuch auf statistischer Grundlage. Mit einem Geleitwort von Bernhard Schäfers*, Stuttgart: Enke 1987.  
 Gerth, Hans (1979) „Wie im Märchenbuch: ganz allein ...“. Gespräch mit Hans Gerth, in: *Mathias Greffrath, Die Zerstörung einer Zukunft. Gespräche mit emigrierten Sozialwissenschaftlern*, Reinbek: Rowohlt 1979, S. 59-95.  
 Gouldner, Alvin W. (1968) The sociologist as partisan: Sociology and the welfare state, in: *The American Sociologist* 3, 1968, S. 103-116.  
 Hawrylyshyn, Oli (1971) *Estimating the value of household work in Canada*, Ottawa: Statistics Canada 1971.  
 Hughes, Everett C. (1994) Good people and dirty work. On work, race, and the sociological imagination, ed. by Lewis A. Coser, Chicago: University of Chicago Press, S. 180-191.  
 Käsler, Dirk (1984) *Die frühe deutsche Soziologie 1909 bis 1934 und ihre Entstehungsmilieus*. Opladen: Westdeutscher Verlag 1984.  
 Käsler, Dirk (1985) *Soziologische Abenteuer. Earle Edward Eubank besucht europäische Soziologen im Sommer 1934*, Opladen: Westdeutscher Verlag 1985.  
 Kilmister, Richard (1993) Norbert Elias and Karl Mannheim, in: *Theory, Culture & Society* 10:3, 1993, S. 81-114.  
 Kittredge, Tracy (1932) *Social sciences in Germany*, Rockefeller Foundation RG 1.1, Series 17, Box 20, Folder 186. Rockefeller Archive Center.  
 König, René (1987) *Soziologie in Deutschland. Begründer, Verfechter, Verächter*, München: Hanser 1987.  
 Korte, Hermann (1997) *Über Norbert Elias. Das Werden eines Menschenwissenschaftlers*, Opladen: Leske + Budrich 1997.  
 Kuhn, Thomas S. (1967) *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1981.  
 Lakatos, Imre (1974) Falsifikation und die Methodologie wissenschaftlicher Forschungsprogramme, in: *Kritik und Erkenntnisfortschritt*, hg. v. Imre Lakatos/Alan Musgrave, Braunschweig: Vieweg 1974, S. 89-190.  
 Lazarsfeld, Paul F./Robert K. Merton (1972) A professional school for training in social research, Paul F. Lazarsfeld, *Qualitative Analysis: Historical and Critical Essays*, Boston: Allyn and Bacon 1972, S. 361-391.  
 Lepsius, M. Rainer (1981a) *Die sozialwissenschaftliche Emigration und ihre Folgen. Soziologie in Deutschland und Österreich 1918-1945*, hrsg. v. M. Rainer Lepsius

- (Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 23), Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 461-500.
- Lepsius, M. Rainer (1981b) Die Soziologie der Zwischenkriegszeit: Entwicklungstendenzen und Beurteilungskriterien, Soziologie in Deutschland und Österreich 1918-1945, hrsg. v. M. Rainer Lepsius (Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 23), Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 7-23.
- Mannheim, Karl (1930) Allgemeine Soziologie. Mitschrift der Vorlesung vom Sommersemester 1930, im vorliegenden Band S. 41-123.
- Mannheim, Karl (1932) Die Gegenwartsaufgaben der Soziologie. Ihre Lehrgestalt, Tübingen: Mohr 1932.
- Mannheim, Karl (1935) Mensch und Gesellschaft im Zeitalter des Umbaus, Leiden: Sijthoff's Uitgeversmaatschappij 1935.
- Mannheim, Karl (1997) Diagnosis of our time: Wartime essays of a sociologist (Reprint), in: Collected Works Vol. 3, London: Routledge 1997.
- Matthiesen, Ulf (1990) Kontrastierungen/Kooperationen: Karl Mannheim in Frankfurt (1930-1933), in: Die (mindestens) zwei Sozialwissenschaften in Frankfurt und ihre Geschichte. Ein Symposium des Fachbereichs Gesellschaftswissenschaften aus Anlaß des 75 Jahre Jubiläums der J.W. Goethe Universität Frankfurt, 11./12. Dezember 1989, hg. v. Heinz Steinert, Frankfurt: Studententexte zur Sozialwissenschaft, Sonderband 3, (o. J.) [1990] S. 72-87.
- Merton, Robert K. (1957) Social theory and social structure, Glencoe, Ill.: Free Press, 2<sup>nd</sup>, revised and enlarged Ed. 1968.
- Merton, Robert K. (1995) Opportunity structure: The emergence, diffusion, and differentiation of a sociological concept, 1930s-1950s, The legacy of anomie theory (Advances in Criminological Theory, Vol. 6), ed. by Freda Adler/William S. Laufer, New Brunswick: Transaction 1995, S. 3-78.
- Mozetic, Gerald (1992) Outsiders and true believers: Austrian sociologists respond to fascism, Sociology responds to fascism, ed. by Stephen P. Turner/Dirk Käsler, London: Routledge 1992, S. 14-41.
- Neurath, Otto (1981) Bürgerlicher Marxismus [1930], in: ders., Gesammelte philosophische und methodologische Schriften Bd. 1, hg. v. Rudolf Haller/Heiner Rutte, Wien: Hölder-Pichler-Tempsky, S. 349-356.
- Pels, Dick (1993) Missionary sociology between left and right: A critical introduction to Mannheim, in: Theory, Culture & Society 10, 1993, S. 45-68.
- Ringer, Fritz K. (1983) Die Gelehrten. Der Niedergang der deutschen Mandarine 1890-1933, Stuttgart: Klett-Cotta 1983.
- Shils, Edward (1975) Geschichte der Soziologie: Tradition, Ökologie und Institutionalisierung, in: Talcott Parsons/Edward Shils/Paul F. Lazarsfeld, Soziologie autobiographisch. Drei kritische Berichte zur Entwicklung einer Wissenschaft, hg. v. Heinz Hartmann, München/Stuttgart: dtv/Enke 1975, S. 69-146.
- Störling, Erhard (1986) Akademische Soziologie in der Weimarer Republik, Berlin: Duncker & Humblot 1986.
- Varga, Lucie (1991) Zeitenwende. Mentalitätshistorische Studien 1936-1939, hg., übers. u. eingel. v. Peter Schöttler, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1991.
- Zilian, Hans G. (1999) Die Zeit der Grille? – Eine Phänomenologie der Arbeit, Amsterdam: G+B Fakultas 1999.